

Verlag Bibliothek der Provinz

Christoph Braendle
AUS DEN AUGEN

Roman

*herausgegeben von Richard Pils
lektoriert von Dorothea Trauttmansdorff
und Erika Sieder*

ISBN 978-3-99028-823-8

© *Verlag* Bibliothek der Provinz
A-3970 WEITRA 02856/3794
www.bibliothekderprovinz.at

Cover:

Reinhold Genböck »Nur einer hat Blickkontakt mit der kleinen rassigen Frau«

Christoph Braendle

AUS DEN AUGEN

Roman

Mercken hat mich aufmerksam gemustert. Ich hoffe, sagt er jetzt, dass ich mich nicht zu lächerlich mache mit meinen exaltierten Schwärmereien. Das ist weibisch, nicht wahr, es geziemt sich nicht für einen erwachsenen Mann.

Kann nicht antworten. Mein Mund ist voll. Schüttele den Kopf. Habe, während er redete, die ganze Zeit gegessen. Die Antipasti sind zu köstlich. Weil es so viele verschiedene sind, ist es unmöglich, aufzuhören. Man wüsste nicht, womit.

Essen Sie!, essen Sie!, schmunzelt er. Mercken hat immer noch nichts angerührt. Nimmt endlich ein kleines Stück Brot. Legt sorgfältig eine Sardelle darauf. Steckt es sich in den Mund. Spült mit einem Schluck Wein.

Als sei das ein Zeichen, kommt der Wirt an den Tisch. Wechselt ein paar Worte mit Mercken, räumt das Geschirr ab. Fragt, ob ich als primo Risotto oder Pasta will.

Pasta.

Für mich eine dünne Minestrone, sagt Mercken.

Wie immer, Signore Mercken, antwortet der Wirt.

Wieder in Rom, redet Mercken weiter, war Lisa bester Laune. Sie war verlobt und hatte einen Freund gewonnen, der sie aus tiefstem Herzen verehrte: Giovanni hatte ihr zur Verlobung eine wunderschöne Halskette aus Bernstein geschenkt.

Bevor wir heirateten, wollte ich mit Lisa das Grab meiner verstorbenen ersten Frau besuchen. Man mag es eine Sentimentalität nennen, aber ich hatte das Gefühl, dass ich es ihr schuldig war. Lisa willigte ohne Zögern ein. Sie verstand, worum es mir ging, und sie meinte, wir könnten sie zwar nicht um Erlaubnis fragen, aber vielleicht schicke uns der Himmel ein Zeichen.

Es war ein Tag mit typischem Hamburger Nieselregen. Lisa, zum ersten Mal hier, gefiel die Stadt. Ich zeigte ihr die Reeperbahn, wir speisten im legendären Cuneo, und Lisa war doch einigermaßen verblüfft, wie hervorragend italienisches Essen in Norddeutschland schmecken kann. Später schauten wir uns ein Musical an und tranken danach im La Paloma ein paar nightcups. Musste mich natürlich ein bisschen aufblasen und für die Lektionen über Kunst in Latium revanchieren, und erklärte ihr, La Paloma habe leider nichts mehr mit der legendären Kneipe zu tun, die Jörg Immendorff einst zu einem aufregenden Künstlertreff gemacht hatte. Du kennst Immendorff natürlich, sagte ich, einer unser Malerfürsten, der Titan. Ich zeigte ihr die Skulptur, die den Platz vor dem La Paloma beherrscht, und erzählte, dass Immendorff diese Hans Albers darstellende Plastik 1986 der Stadt Hamburg geschenkt habe. Irgendwann sei es zu einem Disput mit dem Hamburger Senat gekommen. Da habe Immendorff die Skulptur vom Sockel abbauen und nach Düsseldorf transportieren lassen. Dem Senat der Stadt Hamburg war das dann allerdings auch nicht recht, und so bestellte er bei Immendorff eine Kopie. Was du hier siehst, liebe Lisa, ist eine Kopie jenes Originals, das sich hier befinden müsste, aber stattdessen in Düsseldorf steht.

Und wer ist jetzt Hans Albers?, fragte Lisa und schaute mich dabei so schelmisch an, dass ich sie sofort ins Taxi und ins Hotel befördern musste.

Meine verstorbene Gattin liegt auf dem Nienstedtener Friedhof in Hamburg, und als Lisa und ich die Elbchausee entlang gingen, war uns melancholisch zumute. Das Grab meiner Frau war sehr gepflegt und mit Wildblumen geschmückt. Meine Söhne kümmern sich gut um die Ruhestätte ihrer Mutter. Als wir Arm in Arm vor dem Grab standen, riss plötzlich der Himmel auf und

die Sonne tauchte den ganzen Friedhof in ein wunderschön warmes Licht. Ich erschrak. Das ist das Zeichen des Himmels ohne Zweifel, sagte ich, aber ein bisschen unheimlich ist es doch. Lisa umarmte mich. All die anderen sind geblendet vom Licht, flüsterte sie, aber ich: ich schaue mitten hinein, doch es blendet mich nicht.

Wir heirateten an einem Donnerstag in allerkleinstem Kreis auf dem Standesamt des Capitols. Nur Giovanni und Teresa, meine beiden Söhne, Lisas Mutter und ihre beiden besten Freundinnen nahmen an der Zeremonie teil. Danach fuhren wir alle nach Viterbo. Am Samstag fand das Fest statt, das Giovanni für uns ausrichtete. Lisa trug ein wunderschönes, weißes Brautkleid von einem italienischen Designer. Wie nicht anders zu erwarten, war es eine raffinierte Mischung aus Erotik und Eleganz. Lisa sah unglaublich begehrenswert aus. Über hundert Gäste waren angereist, aber ihre natürliche Schönheit überstrahlte alle. Giovanni hatte im Garten gewaltige Tafeln aufbauen lassen, die sich unter zahllosen Köstlichkeiten bogen. Der Himmel zeigte sich von seiner besten Seite: ein paar Zirkuswölkchen, die sich zum Sonnenuntergang hin kitschig verfärbten. Danach eine Vollmondnacht, wie sie nicht romantischer sein könnte. Giovanni hielt eine Rede, die er immer wieder unterbrechen musste, weil ihn seine eigenen Worte zu Tränen rührten. Er lobte die Liebe und das Leben und wünschte uns zahllose Kinder. Die Gäste lachten und jubelten und hoben die Gläser zu einem Toast nach dem anderen. Eine Kapelle spielte alte italienische Canzoni und die Klassiker von Celentano, Nannini, Dalla und so weiter und neue Schmonzetten von Musikern, deren Namen ich noch nie gehört hatte. Spät nach Mitternacht gelang es Lisa und mir, uns unauffällig von der inzwischen wild feiernden Gesellschaft zu entfernen. Wir liebten uns,

versteckt hinter Pinien und Ginsterbüschen, und hielten uns nachher lange in den Armen.

Ich glaube, ich war nie in meinem Leben so glücklich wie in jenen Momenten. Noch viel fantastischer allerdings war, dass die Glücksgefühle lange über das Fest hinaus und bis weit in den Alltag hinein anhielten. Lisa ist eine sehr sinnliche Frau. Ich hatte eine derart intensive Konzentration auf die Genüsse des Leibes bisher noch nie in dem Ausmass und vor allem mit dieser Selbstverständlichkeit erlebt. Eine derart hemmungslose Hingabe, bar aller Schuldgefühle, zu allem, was Lust zu verschaffen vermag, war für mich neu. Vielleicht war ich doch sehr deutsch und sehr pflichtversessen gewesen? Ich glaube, ich habe es schon erwähnt, aber Lisa war die erste Frau meines Lebens, die es ohne jeden Rückhalt genoss, zu essen. Gut zu essen. Reichlich zu essen. Mit Vorspeisen, Hauptspeisen und Nachspeisen und allem, was dazu gehört. Sie konnte essen, soviel sie wollte. Damals wirkte es sich auf ihre Figur nicht im Geringsten aus. Ah! Da kommen Ihre Spaghetti. Im richtigen Moment.

Der Wirt stellt die Teller hin. Die dünne Suppe für Mercken. Bucatini all' amatriciana für den Freund von Signor Mercken. Der Wirt reibt Pecorino darüber. Wünscht guten Appetit. Betörender Duft steigt mir in die Nase.

Mercken entschuldigt sich. Steht auf. Geht zur Toilette. Bin nicht sicher, ob ich mit Essen warten soll, bis er wieder da ist. Wer weiß, wie lange er wegbleibt, denke ich. Schiebe mir ein paar der dicken Nudeln in den Mund. Himmlisch! Bis Mercken sich an den Tisch setzt, ist mein Teller leer.

Ich habe Ihnen nicht zu viel versprochen, sagt er. Isst zwei Löffel von seiner Suppe, die inzwischen kalt ist.

Winkt den Wirt herbei. Bittet ihn, abzutragen. Der Wirt fragt mich etwas. Verstehe ihn nicht. Mercken übersetzt. Ob ich mutig sei, abenteuerlustig, neugierig auf eine römische Spezialität.

Ja, klar, sag' ich. Nur Kutteln mag ich nicht.

Keine Kutteln, versichert Mercken. Lassen Sie sich überraschen.

Mercken betrachtet wieder seine Fingernägel. Legt die Fingerspitzen zusammen, schaut konzentriert vor sich hin. Es wirkt, als ob er bete. Atmet aus. Schaut mich an. Glück, sagt er dann. Glück hat seinen Preis. Ich glaube, Wilhelm Busch schrieb: „Ach, reines Glück gedeiht doch nie, // Wer zahlen soll und weiß nicht, wie“. Ein Glück, das andauert und weit in den Alltag hinein reicht, hat wohl einen besonders hohen Preis. Weil die Götter eifersüchtig sind? Weil die Welt ein Jammertal sein muss? Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht. Ich weiß nur, dass man sich sehr, sehr leicht ans Glücklichsein gewöhnen und ebenso leicht vergessen kann, wie es wäre, wenn es endete. Ein andauerndes Glück macht fröhlich, aber es macht auch leichtsinnig, kindisch sogar.

Jedenfalls lebten Lisa und ich vollkommen unbeschwert durch die ersten Wochen, Monate und Jahre unserer Ehe. Es gab nichts, was unsere gute Laune trüben konnte. La dolce vita beschreibt, was wir taten und wie wir uns gaben. Sie wissen natürlich, dass eine gute Ehe in den vielen kleinen Gesten besteht, die man sich gegenseitig erweist. Lisa zeigte mir ihre Liebe mit hundert dieser kleinen Gesten. Das konnte beim Frühstück beginnen, wenn das Spiegelei plötzlich herzförmig vor mir stand, weil sie in einem Küchengeschäft das entsprechende Gerät gefunden hatte. Ich liebte es, wie sie meine Krawatte richtete und mir dabei der verführerische Duft ihres neuesten Parfüms in die Nase

stieg. Oder sie erhob sich mitten aus einem Abendessen und wollte sofort an den Tiber. Vollmond sei, sie müsse mich küssen. Am meisten faszinierte mich allerdings von Anfang an und immer und immer wieder, wie sich Lisas Gefühle in ihrem Gesicht widerspiegeln. Man sagt, die Augen seien ein Spiegel der Seele. Bei ihr ist es das ganze Gesicht, und ich liebe es, in diesem Gesicht zu lesen, welche Emotion sie im Moment berührt.

Mercken hält inne. Er lächelt vor sich hin. Ich kenne das inzwischen. Halte es für eine gute Gelegenheit, eine Zigarette zu rauchen. Gehe vor die Tür, stecke mir eine an. Eine Gruppe junger Burschen und Mädchen zieht vorbei. Italiener, sie lachen und schreien und singen alle zur gleichen Zeit und wild durcheinander. Als sie mich entdecken, pfeifen und johlen und jubeln sie. Eine Geburtstagsfeier wahrscheinlich auf dem Weg zum Campo de' Fiori und seinen Nachtlokalen.

Kaum habe ich mich wieder hingesetzt, meint Mercken, der mich erwartet hat, er schlage vor, dass wir zur Hauptspeise einen Barolo nehmen. Der Wirt habe ein paar ganz ausgezeichnete Flaschen im Keller.

Klar, sag' ich. Mir ist alles recht. Trinke gerne Wein. Ein Kenner bin ich zwar nicht. Aber in jedem Fall übertrifft, was Mercken hier auftischen lässt, alles, was ich bisher in Rom getrunken habe.

Es begann, fährt er fort, als wir Lisas Mutter auf Giglio besuchten. Natürlich bekochte sie uns, und es wäre nicht Giglio gewesen, wenn es nicht Fisch gegeben hätte. Als Lisa und ich mit der Fähre nach Porto Santo Stefano zurückfuhren, hatte ich ein flaeses Gefühl im Unterleib. Ich gab dem Schaukeln des Schiffes die Schuld, aber es wurde nicht besser, als wir an Land kamen. Auch am nächsten Tag hatte ich noch immer Schmerzen im Unterleib. Lisa drängte mich, einen Arzt

zu konsultieren. Ich sträubte mich eine Weile lang erfolgreich. Die Schmerzen blieben mir treu, aber sie waren nicht schlimm, sie waren nur eine ständige Erinnerung daran, dass irgendetwas nicht in Ordnung sei. Ich war nicht wirklich beunruhigt und verdrängte, wie es wahrscheinlich für viele Männer typisch ist. Lisa hingegen nahm es bei Weitem nicht so gelassen. Sie bestand darauf, dass ich einen Spezialisten aufsuche. Eine Weile lang wehrte ich mich erfolgreich dagegen, aber schließlich gab ich nach. Nun, die Diagnose war erschreckend. Krebs. Bösartig. In fortgeschrittenem Stadium. Eine Operation war unumgänglich. Sie können mir glauben, dass eine Welt zusammenbrach. Wieso ich? Wieso musste das ausgerechnet mir passieren? Unsere Ehe war doch perfekt: ich war aufmerksam, konnte zuhören, ich wusste, wie man eine Waschmaschine und den Trockner füllt und hätte es gemacht, wenn es nötig gewesen wäre, ich hätte sogar meine Hemden selber gebügelt. Ich konnte kochen, bereitete regelmäßig morgens das schönste Frühstück zu, war ein guter Liebhaber und die starke Schulter zum Ausweinen. Ich war reich und sensibel, ich sah gut aus und hatte Manieren. Ich war, in einem Wort, der beste Ehemann. Wieso also ich? Wieso ich?

Ich will Sie nicht mit den Details der zahllosen demütigenden Untersuchungen und der Operation langweilen. Die radikale Prostatektomie ist inzwischen eine Routineangelegenheit, sie wurde ordentlich und problemlos erledigt. Lisa war erleichtert, dass die Operation gut verlaufen war. Aber war sie das wirklich? Kann man wirklich von einem guten Verlauf sprechen, wenn das Ergebnis in einer erektilen Dysfunktion besteht? Ich war impotent. Und das war nun wirklich nicht erhebend. Können Sie sich vorstellen, wie ernied-

rigend, wie grauenhaft, wie ganz und gar unfassbar das war? Ich liebte Lisa über alles, und ich hatte den Sex mit ihr wahnsinnig genossen. Die Vorstellung, darauf nun verzichten zu müssen, war weit mehr als nur schrecklich, sie war ganz und gar unerträglich und total niederschmetternd.

Mercken schaut mir direkt in die Augen. Ich weiß, dass Sie meine Probleme nicht interessieren müssen, sagt er, sie sind geschmacklos, schändlich, ungeziemt und peinlich und haben im Licht der Öffentlichkeit nichts zu suchen. Aber ich bin zu alt, um mich für mein egoistisches Verhalten schämen zu können. Und ich habe keine Zeit mehr für Rücksichtsnahmen. Ich muss zu Ende bringen, was ich begonnen habe. Ich muss die verbleibenden Momente nützen.

Bin tatsächlich hin und her gerissen. Will ich wissen, dass er impotent ist? Was habe ich davon? Was mache ich mit Wissen, das mir ungefragt aufgedrängt wird? Wissen, das sich wie Gift ins Hirn hineinfressen wird. Der impotente Mann ist doch immer auch ein wenig ein lächerlicher, unvollständiger, weibischer Mann, den man auf einer unbewussten Ebene nicht mehr ganz und gar ernst nehmen wird. Andererseits: endlich gesellt sich zum Liebesgesülze ein dramatisches Element. Was bislang nach Rosa und Himmelblau verlangte, erlaubt dunkle und düstere Farben.

Schon kommt der Wirt. Stellt zwei leere Teller vor uns. Zwischen uns eine Platte. Bringt den Wein. Zeigt Mercken die Flasche. Mercken nickt. Der Wirt entkorkt, während er Mercken irgendetwas erklärt. Gießt ein. Ich koste. Großartig. Ein Wein von der Art, wie ich ihn liebe. Voll, stark, erdig. Ein Männerwein. Nicke. Mercken übersetzt, dass der Wirt zwei römische Spezialitäten zu einem Gericht verbunden habe. Pajata, das

üblicherweise mit Nudeln serviert werde, und Coda alla vaccinara. Beide Speisen seien Gerichte, die in der Not entstanden sind. Die eine ist sehr mild, die andere sehr kräftig. Coda alla vaccinara ist Ochenschwanz. Wird mit Sellerie und Tomaten geschmort. Pajata sind die noch mit Milch gefüllten Därme des Kalbes. Dieses Gericht kultiviert die Verwertung des fünften Viertels, der Schlachtabfälle, die früher Teil der Bezahlung für die Arbeiter in den Schlachthäusern waren. Die klassische römische Küche hat aus der Not eine Tugend gemacht, sagt Mercken, was für das, was ich Ihnen nun erzähle, das passende Symbol darstellt. Wenn Sie erlauben, möchte ich gerne fortfahren.

Frage ihn, ob er nicht wenigstens ein bisschen essen wolle. Am Abend, entgegnete er, esse ich wie ein Spatz. Aber lassen Sie sich bitte nicht abhalten, ich möchte, dass Sie für Ihre Geduld entschädigt werden.

Das Fleisch zergeht auf der Zunge. Mild und würzig. Dazu der kräftige Wein. Soll er reden, soviel er will. Ich bin zufrieden.

Soll er seine Erektionsprobleme beweinen. Habe mit Essen und Trinken reichlich zu tun.

Mercken lässt nicht lange bitten. Es war natürlich viel schlimmer als nur beschämend oder demütigend, fährt er fort, es war in Wirklichkeit eine Katastrophe, eine unvorstellbare Tragödie, ein Desaster von wirklich unfassbarer Dimension. Unsere Liebe war auch deshalb so stark und unverbrüchlich gewesen, weil sich unsere Körper hervorragend verstanden und weil das Männliche und Weibliche mit der natürlichsten Selbstverständlichkeit zueinander gefunden und zueinander gepasst hatten. Meine erste Ehe war in erotischer Hinsicht nun wirklich kein Feuerwerk gewesen. Sie und ich, wir entstammen sehr konservativen Familien. Sex galt

als Notwendigkeit, um den Stammbaum zu sichern. Diese Pflicht wurde rasch und doppelt erfüllt. Aber Lisa ... Lisa weckte mich auf. Sie zeigte mir, wozu ein Mann und eine Frau fähig sind und zu welchen Gipfeln der Lust sie sich emporschwingen können. Und das sollte nun nicht mehr sein? Nie mehr? Es war, neben allen anderen furchtbaren Gefühlen, auch das Gefühl, meine geliebte Frau im Stich zu lassen. Ich konnte ihr nicht mehr zeigen, wie stark meine Liebe und meine Zuneigung waren und wie sehr ich sie begehrte. Ich glaube, dass ich vor allem das kaum akzeptieren konnte: mein Begehren verfügte über kein Symbol, kein Zeichen und keine sichtbare Äußerung mehr.

Sie können mir glauben, dass ich verzweifelte, auch wenn Lisa ständig versicherte, dass ich ihr doch auch auf andere Art Lust verschaffen könne. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie elend uns dennoch in dieser Zeit zumute war. Wir fühlten uns wie vom Himmel gestürzte Engel, wie Könige, die ihres Reiches verlustig gegangen sind. Wenn wir uns verzweifelt und wie Ertrinkende an einander klammerten, so war das Manko in unserer Liebe trotzdem immer präsent.

Es half nichts, dass ich Lisa mit teuren Geschenken überschüttete. Im Gegenteil. Jedes Geschenk erinnerte nur an den Mangel, bis sie mich bat, damit aufzuhören.

Ich war von den Gedanken an meine Unzulänglichkeit vollständig besessen. Immer und immer und immer musste ich daran denken. Jeder Blick und jeder Klang lösten eine Assoziationskette aus, die geradewegs zu dem einen Gedanken hinführte und mit der einen Gewissheit endete: Du bist ein Versager! Du bist ein Nichts!

Auch meine Träume waren von Bildern des Fiaskos erfüllt, und ständig quälten mich Alpträume, aus denen ich schreiend erwachte.

Tagsüber war ich unglücklich, niedergeschlagen, bedrückt, verzweifelt und resigniert. Ich brach bei jeder Kleinigkeit in Tränen aus, konnte mich auch über positive Ereignisse nicht freuen, noch konnte ich sie als solche wahrnehmen. Alles war leer, stumpf und wie abgetötet, und es schien, als ob mich eine seelische Mauer umgebe.

In einer späteren Phase hatte ich ständig eine verzehrende Wut in mir, die sich gegen alles richtete, was mich ausmachte: mein Alter, mein Aussehen, meinen Verstand, meine Bildung, mein Vermögen. Im günstigeren Fall hatte ich Wut auf alle anderen. Ich hasste Menschen, die lachten, die beschwingt durch die Straßen schritten, ich hasste Liebespaare, ich hasste meine Freunde, meine Nachbarn, die Künstler, die um uns herumschwirrten, ich hasste im Grunde den ganzen Rest der Welt. In meiner glühenden Wut war ich unverstanden und unglücklich, einsam und verdrossen. Ich wurde bitter und stumpfte gegen alles ab, was nicht mit meiner Unzulänglichkeit zusammenhing.

Lisa hielt sich tapfer, unglaublich tapfer. Sie war mir eine Freundin und Gefährtin, aber natürlich änderte das nichts an der Tatsache ... Ich war isoliert und gab mich bedingungslos meinem Kummer hin. Wie oft stand ich weit oben in der Kuppel des Petersdoms und dachte darüber nach, ob nicht der Tod die einzige Erlösung aus meinem Elend sei? Ich starrte hinab auf den nachtschwarzen Petrusaltar, der sich tief unter mir befand, und überlegte, ob ich mich dorthin stürzen solle in den Tod. Was hielt mich davon ab? Vielleicht, dass mir der Ort um einen Hauch zu theatralisch erschien? Wahrscheinlich auch, dass ich insgeheim wusste, dass dieser Selbstmord nicht nur eine Flucht vor dem Schmerz, sondern auch ein Racheakt an einem Gott wäre, der mein Elend zugelassen hatte.

Haben Sie es denn nicht mal mit Viagra oder sowas versucht?, werfe ich ein.

Mercken zuckt zurück, als ob ich ihn geschlagen hätte. Wieder dieser böse Blick. Er mag es wirklich nicht, wenn man ihn unterbricht. Schnell fasst er sich. Natürlich versuchte ich, abgesehen von Tigerzähnen und zerstoßenen Nashornhörnern, so ziemlich alles, was der Markt anzubieten hat. Ich wurde zu einem Experten auf dem Gebiet der Stimulationshilfen. Es half nichts. Mein Unterleib blieb tot. Ich bot Lisa an, sich von mir zu trennen. Ich sagte, sie sei zu jung, um den Rest des Lebens mit einem Krüppel verbringen zu müssen. Sie wollte davon nichts wissen. In guten und in schlechten Tagen, sagte sie, in guten und in schlechten.

Diese furchtbare Epoche dauerte vielleicht ein halbes Jahr, bis es mir gelang, sie zu überwinden. Wir versuchten, unser altes Leben aufzunehmen. Wir spielten Normalität. Lisa hatte ja während der ganzen Zeit in der Galerie weitergearbeitet. Nun besuchten wir wieder Theateraufführungen, Ausstellungen, Konzerte. Wir gingen auf Vernissagen, trafen Freunde und Bekannte, machten Ausflüge in die Umgebung von Rom. Uns unterschied nichts von anderen Paaren. Mit der Ausnahme vielleicht, dass wir jetzt distanzierter miteinander umgingen, uns selten umarmten, selten an den Händen hielten und uns kaum noch unserer Liebe versicherten.

Eine Weile lang ging das ganz gut. Dann begann Lisa sich unwohl zu fühlen. Sie klagte über Kopfschmerzen und Verspannungen im Nacken und im Rücken. Sie hatte Migräneanfälle. Mir war klar, dass es sich um Symptome handelt, die nur eines bedeuten konnten: ihr fehlte etwas, und natürlich wusste ich, was ihr fehlte. Es bedurfte keiner ärztlichen Diagnosen.

Pulver und Pillen vermochten die Schmerzen für eine Weile zu mildern. An ihrem Grundzustand änderte sich nichts. Es lag ein Fluch auf uns. Wir befanden uns auf einem gefährlichen Weg und in einer Spirale, die nur abwärtsführte. Wir würden uns nur befreien können, wenn wir eine radikale Lösung versuchten.

Mercken nimmt die Serviette, die auf seinem Schoß liegt, und tupft sich die Lippen ab. Eine sinnlose Geste. Er hat kaum etwas gegessen. Ich hingegen ... Bin inzwischen wohlig satt. Seltsames Gefühl, der Leidenschaft dieses Mannes zuzuhören und sich dabei großartig zu fühlen. Kann es nicht ändern. Habe schon lange nicht mehr so gut gegessen. Der Wein erledigt den Rest. Schau Mercken an. Versuche, meinem Gesicht den Ausdruck des Mitgefühls zu verleihen. Scheitere kläglich. Wische mit einem Stück Brot den Teller sauber. Nur nichts übriglassen. Es wäre schade darum.

Teufelskreis?, frage ich. Radikale Lösung?

Mercken lächelt. Ja, sagt er. Radikal. Ich bat Lisa, sich einen Liebhaber zu nehmen. Sie wies den Vorschlag zurück. Sie könne das nicht, meinte sie, sie liebe mich und niemanden sonst. Abgesehen davon sei Sex ja nun wirklich nicht wichtig. Ich bedrängte sie nicht. Wir ließen das Thema versickern. Aber je länger Lisas Unausgeglichenheit, ihre nervösen Zustände und die Migräneattacken anhielten, umso mehr wusste ich, dass es keinen anderen Weg aus unserer Misere gab als zu akzeptieren, dass sie wenigstens ab und zu eines richtigen Mannes bedurfte.

Der Wirt fragt, ob wir eine Nachspeise wollen.

Ich bestelle Kaffee.

Nehmen Sie einen Grappa, drängt Mercken.

Lieber eine Vecchia Romagna.

Selbstverständlich, sagt der Wirt. Bleibt stehen. Plaudert mit Mercken. Verstehe wieder nichts. Schau mich

um. Das Restaurant ist leer. Wir sind die letzten Gäste. Es muss spät sein. Bin müde vom Zuhören und vom vielen Essen. Hoffentlich belebt mich der Kaffee, hoffentlich braucht Mercken auch mal eine Pause.

Gehe vor die Tür. Rauche eine Zigarette. Beinahe ist Mitternacht. Vereinzelte Flaneure auf der Via del Pellegrino. Vom Campo de' Fiori her laute Stimmen, splinterndes Glas, Gelächter. Könnte einfach gehen. Könnte Mercken sitzen lassen. Soll er sich mit dem Wirt unterhalten. Mir reicht es, habe genug. Nichts gegen tragische Liebesgeschichten. Aber das Gejammer eines alten Mannes? Obwohl: er klagt nicht, er jammert nicht, er erzählt so, wie er die ganze Zeit über erzählt hat: klar, präzise und stringent. Das, was er beschreibt, mag schmerzhaft gewesen sein, aber die Art, wie er das Unglück beschreibt, ist leicht, flüssig, fast vergnügt. Das ist ein Mann, denke ich, der seinen tiefen Schmerz mit Humor umkapselt hat. Stecke mir eine zweite Zigarette an. Inhaliere tief. Es nieselt noch immer. Aber es ist erstaunlich warm für Mitternacht im Januar. Kaffee und Cognac, denke ich. Solange geb' ich ihm noch. Trete ein. Die beiden plaudern. Der Wirt gießt den Weinbrand aus der bauchigen Flasche in ein großes Glas. Vecchia Romagna Riserva, sagt er. Fünfzehn Jahre alt. Der Wirt lässt uns allein. Mercken trinkt Grappa.

So brachte ich das Thema eines Liebhabers für Lisa nach einer Weile dann halt doch wieder aufs Tapet, sagt er. Sie wehrte sich nicht mehr so entschieden. Mich dünkte, dass sie der Idee einiges abgewinnen konnte. Sie machte Scherze, meinte, er müsse das Gegenteil von mir sein: jung, sportlich, muskulös, ein Südländer selbstverständlich, temperamentvoll, vielleicht ein Künstler. Es war, als habe sich bei ihr eine Tür geöffnet, durch die Licht und der Duft des Frühlings hereinbra-

chen. Wir überboten uns bezüglich der Fähigkeiten ihres Phantasieliebhabers. Am Ende lag sie in meinen Armen. Sie weinte. Tränen des Glücks!, sagte sie. Sie schmiegte sich eng an mich und flüsterte immer wieder, wie sehr sie mich liebe.

Ich ließ es dabei bewenden und griff das Thema während der nächsten Wochen nicht mehr auf. Aber ich hatte das Gefühl, dass die Idee eines Liebhabers sich wie ein langsam wirkendes Gift in ihr ausbreitete. Ich bemerkte, dass sie immer mal wieder mit anderen Männern flirtete. Ich war mir nicht sicher, ob sie es tat, weil sie daran Gefallen fand, oder ob sie mich testen wollte. Schließlich hätte ich eifersüchtig reagieren können. Erstaunlicherweise war ich es nicht, im Gegenteil, es machte mir Spaß, zu sehen, wie lebhaft und lebendig Lisa nun wieder war und wie niedergeschlagen sie gewesen sein musste. Ihre Augen strahlten, ihre Haut leuchtete, ihre Bewegungen waren mädchenhaft. Sie sah, in einem Wort, fantastisch aus. Ihre Wirkung auf Männer war entsprechend.

Es dauerte dann allerdings noch etliche Monate, bis sich das ereignete, was unserer Geschichte die entscheidende Wendung geben würde hin zu dem, wo wir uns heute befinden. Es passierte natürlich auf einer Vernissage eines Künstlers aus Mailand, sein Name tut hier nichts zur Sache, ganz abgesehen davon, dass er offensichtlich homosexuell war. In seiner Begleitung befand sich ein junger Mann, ein gewisser Angelo de Rota, der nicht nur blendend aussah, sondern auch wirklich sympathisch wirkte. Er mochte um die dreißig sein, hatte dunkles Haar, das ihm bis auf die Schultern fiel, und fast schwarze Augen. Er war groß, schlank, sehr elegant gekleidet, und er hatte eine Stimme, mit der er ohne Schwierigkeiten jeden Raum zu füllen vermochte. Lisa geriet augenblick-

lich in seinen Bann. Sie wirkte nun auf eine entzückende Art schüchtern. Sie spielte mit ihren Haaren, und wenn sie mit ihm redete, wurde ihre Stimme klein. Süß sah sie aus, und sie warf mir auch immer wieder Blicke zu, mit denen sie mich zu fragen schien, ob es mir gut gehe und ob ich nicht böse auf sie sei, wenn sie sich von diesem Mann beeindruckten lasse. Ich gab ihr zu verstehen, dass sie weitermachen dürfe. Ich gab ihr einen Freibrief dafür, mit diesem Mann eine Affäre zu beginnen.

Als wir spätnachts zusammen in unserem Bett lagen, wollte sie wissen, ob mich ihr Verhalten wirklich nicht gestört habe. Als ich ihr versicherte, dass es mich stolz mache, zu sehen, wie sie diesen beeindruckenden Mann um ihren Finger gewickelt habe, drängte sie sich an mich und küsste mich mit aller Leidenschaft, zu der sie fähig war. Es könne sie schon reizen, den Typen auszuprobieren, sagte sie, meinte allerdings auch, dass sie sich fürchte, unsere Beziehung damit einer Belastung auszusetzen, die diese vielleicht nicht überstehe.

Ich beruhigte Lisa. Schlimmer könne es weder für sie noch für mich nicht werden. Sie solle es doch einfach wagen. Wir könnten nachher entscheiden, ob es sich um einen guten Weg handle. Lisa meinte schließlich, es sei vielleicht wirklich das Beste, ins kalte Wasser zu springen. Sie gab zu, dass sie endlich wieder einmal eine harte Männlichkeit in sich spüren wolle. Sie habe Angst, sagte sie, verrückt zu werden, wenn sich diese ganz spezielle Leere in ihrem Innersten nicht ab und zu fülle.

Wir kamen überein, dass sie mit Angelo eine Liebesnacht verbringen dürfe. Ich dachte, Angelo sei auch deshalb ein idealer Kandidat, weil er nicht in Rom, sondern in Turin lebte. Sie meinte, dass es ihr genüge, ihn alle paar Monate zu sehen. Mehr brauche und mehr wolle sie nicht. Schon am nächsten Tag rief sie ihn an.

Christoph Braendle

1953 in der Schweiz geboren, lebt und arbeitet seit 1987 hauptsächlich in Wien. Ausgedehnte Reisetätigkeit. Schriftsteller und Essayist. Autor zahlreicher Theaterstücke und Regisseur. Publiziert in vielen Zeitungen und Zeitschriften des deutschsprachigen Raums, z.B. Neue Zürcher Zeitung, Weltwoche, Du, Frankfurter Allgemeine, Merian, Presse, Standard, Falter und Kurier. Leiter des *Wiener Salon Theaters* und der Konzertreihe *Vollmondserenaden*.

Intendant des Kreativschreibwettbewerbs *Texte. Preis für junge Literatur*.

Buchveröffentlichungen:

Die Reise nach Indonesien (1981), Die Wiener (1992), Jede Menge Kafka (1994), Wiener Sonaten (1998), Der Unterschied zwischen einem Engel (2000), Ein österreichischer Held (2001), Erinnerungen an die Gegenwart (2005), Der kleine Reporter (2007), Der Meermacher (2009), Reportagen aus der Mitte der Welt (2010), Österreich ist schön, oder? Eingewandert aus der Schweiz (2011, Hrsg.), Das Wiener Dekameron (2011), Onans Kirchen (2011)

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien